

TRACIE PETERSON

Schenk mir deine
Liebe

SCM Hänsler

auch nichts dagegen, unverheiratet zu bleiben.« Ihr Lächeln war etwas gezwungen. »Dann wäre ich Jungfer Gallatin. Ich würde Plätzchen für die Kinder backen und fürchterlich dick werden, weil ich immerzu Kuchen in mich hineinstopfen würde.«

Gwen lachte. »Ich glaube, es besteht keine Gefahr, dass du eine alte Jungfer wirst. Dafür bist du viel zu hübsch und zu nett. Und wenn Mr Murphy nicht infrage kommt, gibt es ja immer noch Nick.«

»Aber er ist kein Christ.«

»Das bin ich mir nicht so sicher. Er besucht regelmäßig mit Simon zusammen den Gottesdienst. Außerdem hat Hank mir erzählt, dass sie sich anschließend oft über die Predigt unterhalten. Vielleicht ist er Gott näher, als du denkst.«

Beth nickte. »Vielleicht.« Sie dachte an Lord Wodehouse und wieder stand Nick in einem feinen englischen Anzug vor ihrem inneren Auge. Es war ein erheiternder Gedanke, der sie sofort in bessere Laune versetzte. »Immerhin scheint er gerne hier zu leben.«



Ein paar Stunden später hatte Beth Nick völlig vergessen. Sie ging mit Adrian Murphy am Gallatin-Fluss spazieren.

»Ich freue mich, dass Sie Zeit für mich haben. Ich wollte mit Ihnen über mein ... mein ... mein Weggehen reden.«

Beth versuchte, nicht überrascht zu klingen. »Weggehen?«

Er lächelte und strich sich das hellbraune Haar zurück. »Mein Team und ich fahren zurück in den Osten. Wir müssen uns mit unseren Auftraggebern beraten. Es geht um die verschiedenen Routen, die wir geprüft haben, und um die Ergebnisse einiger anderer Untersuchungen. Wahrscheinlich kommen wir nicht vor dem nächsten Frühjahr zurück; eventuell könnte es sogar Sommer werden.«

»Das ist aber sehr schade. Wir werden Sie alle sehr vermissen.« Beth bückte sich und riss einen trockenen Stängel ab. Als sie sich wieder aufrichtete, wurde sie sich plötzlich Adrians Nähe überdeutlich bewusst. Sie lächelte ihn an. »Für unser Geschäft war es ein Segen, dass Sie hier waren.«

»Ich hatte eigentlich gehofft, dass Sie mir etwas Persönlicheres mit auf den Weg geben würden.«

Beth sah ihn an und schüttelte den Kopf. »Etwas Persönlicheres? Was meinen Sie damit?«

»Ich dachte eigentlich, dass wir uns in letzter Zeit recht gut kennengelernt haben. So gut, dass etwas Bleibendes daraus entstehen könnte. Eine gemeinsame Zukunft.«

»Eine gemeinsame Zukunft?«, fragte Beth und kam sich gleichzeitig albern vor, weil sie die ganze Zeit nur wiederholte, was er sagte.

Er lächelte und nahm ihre Hände. »Sie müssen doch gemerkt haben, wie sehr ich Sie schätze. Ich bin sehr gerne mit Ihnen zusammen.«

Beth dachte an Lady Effingham und ihre Verehrer. Was pflegte diese Dame in einer solchen Situation zu sagen? Schließlich hatte Adrian sich ihr nicht erklärt. Er hatte lediglich gesagt, dass er sie schätze. Eigentlich war sie sich gar nicht sicher, was er damit meinte. Auf jeden Fall aber war sie nicht so aufgewühlt, wie sie es eigentlich in dieser Situation erwartet hatte.

»Ich kenne Sie doch kaum«, murmelte sie schließlich. Das war bestimmt nicht das, was die frivole und selbstsichere Lady Effingham gesagt hätte, aber es musste genügen.

»Aber ich habe das Gefühl, Sie sehr gut zu kennen«, sagte er und streichelte ihre Handrücken mit seinen Daumen. »Trotzdem würde ich Sie gern noch besser kennenlernen. Deshalb habe ich gehofft, dass Sie bereit wären, auf mich zu warten.«

»Auf Sie zu warten?«

Er nickte. »Bis zum Frühjahr, wenn ich zurückkomme.«

Beth versuchte sich in Adrians Augen zu verlieren, doch irgendetwas hinderte sie daran. »Nein. Ich kann Ihnen nichts versprechen, Mr Murphy. Es wäre für uns beide nicht richtig. Vor allem, da wir keine richtige Übereinkunft haben.«

Er runzelte die Stirn und versuchte, mit seinen Fingern an ihrem Arm hochzuwandern. »Das könnte man ja vielleicht ändern.« Er beugte sich vor und schloss die Augen. Plötzlich war Beth klar, dass er sie küssen wollte.

»Da ist ein Bär.« Nicks Stimme ließ Beth zusammenschrecken. »Ich

meine, hier in der Gegend wurde ein Bär gesichtet. Das Wetter ist noch zu warm, deshalb hat er sich noch nicht in den Winterschlaf zurückgezogen.«

Beth zitterte am ganzen Leib, wie ein unartiges Kind, das dabei erwischt wurde, wie es die Katze am Schwanz zieht. Sie spürte, dass sie rot wurde, und wandte den Blick ab. Adrian hingegen wirkte nicht im Geringsten verlegen.

»Was für ein Bär?«, fragte er.

»Ein Schwarzbär. Er hat schon vor einiger Zeit ein paar Leute erschreckt und scheint wieder aufgetaucht zu sein. Wahrscheinlich ist er noch auf Futtersuche, jetzt, so kurz vor dem Winter.«

»Wahrscheinlich.«

Beth blickte auf und versuchte, ihre zittrigen Knie fest zu bekommen. »Danke, dass du es uns gesagt hast.«

»Na ja, in einem solchen Fall kann man nicht vorsichtig genug sein«, sagte Nick und sah Beth streng an. »Es gibt viele Tiere, die die Schwäche anderer ausnützen.«

Beth war klar, dass das ein Seitenhieb auf Adrian war. Einen Augenblick lang fand sie es richtig prickelnd. Nick war eifersüchtig! Es war wie im sechsten Kapitel ihres Romans, als Lord Wodehouse Lady Effingham in den Armen eines amerikanischen Marineoffiziers überraschte.

»Unter diesen Umständen ist es wohl das Beste, ins Haus zurückzugehen«, sagte Adrian und blickte zum Fluss hinunter. »Ich möchte nicht riskieren, dass Ihnen etwas zustößt.«

Beth kehrte in die Gegenwart zurück. »Ja. Gwen fragt sich sicher schon, wo ich geblieben bin. Wir haben viel zu tun und ich darf meine Pflichten nicht vernachlässigen.« Sie sah Nick an und lächelte. »Danke für die Warnung.«

Nick blickte dem Paar nach, das Seite an Seite davonschlenderte. Am liebsten wäre er ihnen gefolgt und hätte sich zwischen sie gedrängt, aber er beherrschte sich. Adrian hatte besitzergreifend die Hand auf Beths Arm gelegt. Sie schien keine Anstalten zu machen, ihn abzuschütteln.

Will sie wirklich diesen Murphy haben?

Der Gedanke ärgerte ihn und entmutigte ihn zugleich. *Ich bin nur ein einfacher Mann. Ich kann ihr keine aufregenden Geschichten erzählen und keine*

romantischen Geständnisse machen. Aus seinen Gesprächen mit Beth wusste er, dass sie von einer Welt träumte, die nichts mit der seinen zu tun hatte. Sie las Bücher, die sie aus Gallatin House in ein anderes Leben entführten.

Will sie wirklich von hier weggehen? Will sie reich sein? Nick schüttelte den Kopf, während er den beiden nachsah. Am liebsten hätte er gleich damals, als Beth mit ihrem Vater und ihren Schwestern in diese Gegend gezogen war, um ihre Hand angehalten. Mit ihrer Lebensfreude und Ausgelassenheit hatte sie sofort sein Herz erobert. Er fand sie charmant und einfach bezaubernd, auch wenn er schon so manches Mal unter ihren Streichen zu leiden gehabt hatte.

Was sollte er jetzt tun? Bis jetzt hatte sie stets Gott vorgeschützt. Wenn er sie gefragt hatte, ob er um sie werben dürfe, hatte sie immer gemeint, das sei unmöglich, weil er kein Christ sei.

Am Schluss hatte er sogar verstanden, was sie damit meinte. Ein wahrer Christ zu sein, bedeutete – so wie er es sah –, den ehrlichen Willen zu haben, sich zu ändern und ein gottgefälliges Leben zu führen. Es ging nicht nur um ein Lippenbekenntnis. Viel wichtiger war es, die Wahrheit, an die man glaubte, wirklich zu leben. Wie sein Bruder einmal bemerkt hatte: »Jeder kann behaupten, Gott habe ihn von seinen Sünden gerettet, aber die Rettung muss sich auch im Leben des Betroffenen zeigen. Das Leben eines Christen muss völlig anders aussehen als das eines Menschen, der nicht an Gott glaubt.«

Das leuchtete Nick ein und er war auch bereit, es umzusetzen. Trotzdem hatte er manchmal Zweifel, ob das Christentum auch ihm offenstand. Er hatte in seinem Leben zu viele falsche Entscheidungen getroffen. Konnte Gott ihm das vergeben? Würde er ihm überhaupt vergeben wollen?



Am Sonntag wimmelte es in Gallatin House von Besuchern, die sich zum Gottesdienst eingefunden hatten. Curt Flikkema, der Wanderpfarrer, hielt die Predigt. Beth sah erfreut, dass Nick und Simon Lassiter ebenfalls gekommen waren – nun schon zum dritten Mal. Sie hoffte, dass die Pre-

digten sie ansprachen. Immerhin hatte Gwen gesagt, dass sie mit Hank darüber diskutiert hatten. Das war bestimmt ein gutes Zeichen.

Ihr war ein bisschen unbehaglich zumute. Es war das erste Mal, dass sie Nick wiedersah, seit er sie mit Adrian überrascht hatte. Erstaunlicherweise verlor er kein Wort darüber, sondern tat einfach so, als sei überhaupt nichts geschehen. Beth hatte es ihm eigentlich erklären wollen, wusste jedoch selbst nicht so recht, warum ihr das so wichtig war.

»Schuldgefühle entstehen, wenn wir wissen, dass wir eine Entscheidung treffen mussten und uns nicht richtig entschieden haben«, begann Pfarrer Flikkema. »In der Regel wussten wir genau, welches der richtige Weg war, und haben uns trotzdem ganz bewusst für den falschen entschieden.«

Beth rutschte unruhig auf ihrem Stuhl herum und strich sich mehrmals glättend mit der Hand über ihren dunkelgrünen Wollrock.

»Manche Menschen fühlen sich von der Schuld regelrecht erschlagen. So kann uns eine ganz einfache, scheinbar harmlose Entscheidung oder Verhaltensweise auf den falschen Weg führen, und bevor wir es richtig merken, versinken wir im Chaos.«

Das war ganz und gar nicht die Predigt, die Beth sich an diesem Sonntag gewünscht hätte. Sie wusste, dass sie im Lauf ihres Lebens ein paar sehr schlechte Entscheidungen getroffen hatte. Aber das passierte allen Menschen. Sie hatte zusehen müssen, wie ihre Mutter starb, und empfand große Trauer und Schuld, weil sie es nicht hatte verhindern können. Natürlich hatte sie versucht, ihr Verhalten vor sich selbst zu rechtfertigen. Schließlich war sie damals noch ein Kind gewesen, erst sieben Jahre alt, und gar nicht imstande, etwas zu unternehmen, um ihrer Mutter zu helfen. Stattdessen hatte sie ihrem Vater die Schuld gegeben, weil er nicht da gewesen war.

Beth runzelte die Stirn und senkte den Kopf, als der Pfarrer fortfuhr. Es war lange her, seit sie darüber nachgedacht hatte, dass sie ihrem Vater die Schuld am Tod ihrer Mutter gab. Als sie dreizehn war, hatte sie es einmal ihm gegenüber zur Sprache gebracht. Es war ihr wichtig gewesen, ihn zur Rede zu stellen, nachdem er beiläufig bemerkt hatte, Gott habe ihre Mutter und ihr ungeborenes Geschwisterchen zu sich in den Himmel geholt, weil er sie dort brauchen würde.

»Wir hätten sie hier auch gebraucht«, hatte Beth zu ihm gesagt. »Wenn du da gewesen wärest, wäre sie nicht gestorben.«

Ihr Vater hatte sie einen Augenblick lang angeschaut. »Bethy, der Herr gibt und der Herr nimmt. Deine Mutter wäre am Leben geblieben, wenn es der Wille des Herrn gewesen wäre.«

»Aber wenn du da gewesen wärest«, hatte Beth entgegnet, »hättest du ihr helfen können. Du hättest sie retten können.«

»Glaubst du denn, Gott wusste nicht, dass sie allein war? Glaubst du, es war nur ein Versehen von ihm, dass ich zu diesem Zeitpunkt so weit weg war?«

Die Art, wie er Gott die Schuld in die Schuhe schob, hatte sie geärgert. Beth wollte Gott nicht die Schuld geben. Gott war damals ihr einziger Trost gewesen. Nein, es war ganz allein die Schuld ihres Vaters. Er hatte sie nicht beschützt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, sonst wäre ihre Mutter jetzt noch am Leben.

»Manchmal«, drang Curts Stimme wieder zu ihr durch, »macht es uns frei, der Wahrheit ins Gesicht zu blicken und zu akzeptieren, dass wir – wir ganz allein – die Schuld an etwas tragen.«

Beth richtete sich auf und faltete die Hände. Die Worte drangen wie Messerstiche in ihr Herz. *Nur wir selbst sind schuld, niemand sonst?* Sie gab sich doch wahrhaftig schon an genügend Dingen die Schuld. Darin lag ganz bestimmt keine Freiheit. Das Einzige, was sie darin fand, war immer mehr und noch mehr Schuld.

Beth starrte auf ihre krampfhaft ineinander verflochtenen Finger und versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr die Worte des Pfarrers sie trafen. Sie kämpfte nun schon so lange mit ihren Schuldgefühlen, dass sie überzeugt war, dass ihr niemand helfen könne. Andererseits musste sie sich eingestehen, dass der Tod ihres Vaters eine Erleichterung für sie gewesen war – sosehr sie sich auch dafür hasste, dass sie so empfand. Weil ihr Vater tot war, konnten sie in Gallatin House bleiben und ihre Pension weiterführen, ohne ständig Angst haben zu müssen, dass sie in einer Woche oder in einem Monat weiterziehen mussten.

Immerhin vermisse ich ihn, dachte sie. *Ich habe Vater genauso geliebt wie Lacy oder Gwen. Wenn er ein normaler Vater gewesen wäre und sich irgendwo niedergelassen hätte, wäre ich überglücklich gewesen, wenn er ewig gelebt hätte.* Sie